

Olympia 72 in München : eine Reportage über die gedankliche Konzeption und ihre bauliche Verwirklichung

Autor(en): **Kramer, Paul R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **59 (1972)**

Heft 8: **Architektur im Rohbau**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-45892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Olympia 72 München

Eine Reportage über die gedankliche Konzeption und ihre bauliche Verwirklichung

Text: Paul R. Kramer, München

Photos: Leonardo Bezzola, Bätterkinden BE

Gesamtplanung und künstlerische Oberleitung:
Behnisch & Partner, Stuttgart und München
Grünlandplanung: Prof. Günther Grzimek
Dach: Behnisch & Partner, Frei Otto, Leonhard
und André



Nationales, allzu Nationales

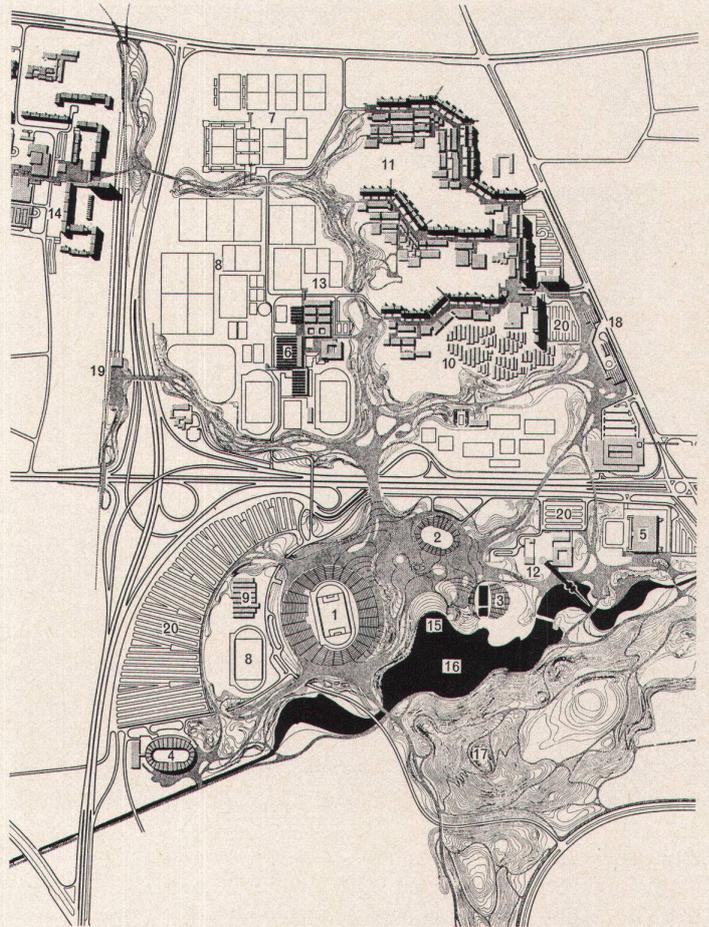
Ist für andere Länder die Veranstaltung Olympischer Spiele ein Ereignis ungetrübter nationaler Repräsentation, so ist für München, als Austragungsort der XX. Sommerolympiade, das Erbe der Spiele des Hitlerdeutschlands in Berlin 1936 besonders problematisch. Gerade in dieser Hinsicht ist nach 36 Jahren der Wunsch nach einer neuen Selbstdarstellung ein weitverbreitetes Anliegen. Die Konflikte, die noch 1966 bei der Repräsentation ostdeutscher Sportler in der Flaggen- und Hymnenfrage aufflackerten, sind von den Realitäten und einer Verständigungspolitik mit dem Osten bewältigt. Daß die Bundesrepublik eben jetzt die Nationen der Welt einladen kann, ist eine große Chance. 66% aller Bundesbürger finden die Olympiade in München gut: wegen der Völkerverständigung, wegen des Ansehens gegenüber dem Ausland ... weil die Besucher Devisen nach Deutschland bringen ... weil die Jugend von der Drogensucht abgehalten werden könne –, so das Ergebnis einer Meinungsumfrage des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung im Frühjahr 1972.

Längst aber ist erkannt, daß das Bild der «einträchtigen olympischen Völkerfamilie» durch breitgetretene nationale Olympiaerfolge und Medaillenranglisten derart verzerrt wird, daß für den Fernsehzuschauer daheim eine völkertrennende Wirklichkeit entsteht. Charles de Gaulle selbst sprach nach dem schlechten Abschneiden der französischen Mannschaft bei der Winterolympiade 1960 in Squaw Valley von einer «nationalen Schande».

Legende zum Plan des Olympia-parks

- 1 Olympiastadion
- 2 Sporthalle
- 3 Schwimmhalle
- 4 Radstation
- 5 Kleine Sporthalle
- 6 Volleyballhalle
- 7 Hockeyplätze
- 8 Trainings- und Aufwärmplätze
- 9 Aufwärmhalle
- 10 Olympisches Dorf der Frauen
- 11 Olympisches Dorf der Männer
- 12 Fernsehturm
- 13 Funk- und Fernsehzentrum
- 14 Pressezentrum
- 15 Freilichtbühne
- 16 Künstlicher See
- 17 Aussichtsberg
- 18 U-Bahn
- 19 S-Bahn
- 20 Parkplätze

Abbildung aus: «Olympia in München», offizielles Sonderheft 1971 der Olympiastadt München



Die Verlegenheit einer Definitionslücke

Die behutsame Formulierung der Ziel- und Leitgedanken enthielt sich bewusst pathetischer und politisch interpretierbarer Vorstellungen. Der Rahmen für dieses 16-Tage-Ereignis war in besinnender Selbstbeschränkung zunächst ein Anlauf gegen den sich weiter eskalierenden Prestigedrang künftiger Gastgeberländer und wollte eine «beinahe sportliche» Dimension umfassen: bescheidene, billige und keine gigantischen Spiele. Und genau dieser Wunsch fiel als erster dem Rotstift der Olympiainanzplaner zum Opfer, als die 1,3-Milliarden-Grenze der Olympiarausgaben von Tokio überschritten war. Wegen erheblicher Fehlschätzungen, Forderungen von internationalen Sportverbänden, der allgemeinen Baukostensteigerung und des konstanten Willens, die selbst auferlegten Repräsentationsverpflichtungen durchzustehen, belaufen sich die endgültigen Gesteungskosten für das Fest vom 26. August bis 10. September auf etwa 2 Milliarden Mark. Und wie steht es um den Sport? War es nicht mit die hochdotierte Aufgabe der Architektur, die hier längst überfällige Entmythologisierung unseres Hochleistungssports hinauszuschieben? Die verschwindend kleine Zahl von Aktiven, der Sinn von Leistungssteigerungen, die größtenteils durch technische Entwicklungen erreicht werden, und die Unmenge von passiven Voyeursportlern suchten ein gemeinsames Symbol. Und war nicht gerade das umstrittene Zeltdach die «Lösung», um das abschaffende Image des Hochleistungssports aufzupäppeln? Diese Architektur substituiert Begriffe wie einzigartig, jung, dynamisch, flexibel, genial, potent auf den Sport. Der Übertragungsmechanismus findet während und neben dem gewohnten Sportkonsum der Besucher und Fernsehzuschauer statt, wenn der ungewohnte Rahmen den Blickkreis von der 400-m-Bahn befreit. Die technische, architektonische und organisatorische Leistung zum Gelingen des «olympischen Gesamtkunstwerks» (so Willi Daume, Präsident des Organisationskomitees der Spiele) wird als Huldigung an den olympischen Sport interpretiert.

Die Coubertinschen Ideale werden währenddessen von der Sportindustrie als zwar pathetisch abgetragener, aber immer noch zugkräftiger Slogan für die Eroberung des Freizeitmarktes verwertet. Der ökonomischen Absicherung des 3-Milliarden-

Umsatzes der deutschen Sportartikelindustrie, der weiteren Expansion des Fremdenverkehrs sowie der Werbeindustrie, die ein neues, erfolg- und leistungsassoziiertes Symbol suchte, kamen die Olympischen Spiele in München sehr gelegen.

Architektonische Machbarkeit

Da man sich aber wegen der enormen Kosteninflation Bescheidenheit mittlerweile nicht mehr leisten konnte, blieben die olympischen Zielvorstellungen, die sich aus der stadtgeographischen Lage des Grundstücks und aus der architektonischen Herstellbarkeit formulierten, übrig:

Olympiade im Grünen, Olympiade der kurzen Wege; und für 7% der Bevölkerung, die sich (nach Dr. Herbert Hohenemser, Kulturreferent des Münchner Stadtrats) mehr als überhaupt nicht kulturell interessieren:

Spiele der Kunst und Kultur;

atmosphärisch beschrieben:

heitere, jugendliche, ungezwungene Spiele.

Ausgehend von diesen Prämissen, gestalteten die Architekten Behnisch & Partner (Gewinner des 1967 ausgeschriebenen olympischen Ideenwettbewerbs) das Oberwiesenfeld. Dieser frühere Exerzier- und Flugplatz mißt 2,5 km in nordsüdlicher und 1,5 km in Ost-West-Richtung und eignete sich gut, die Hauptkampfstätten, das olympische Dorf, das Rundfunk- und Fernsehzentrum konzentriert zusammenzufassen. Da das Gelände nur 3 km vom Stadtkern entfernt ist, sind die kurzen Wege sowieso garantiert.

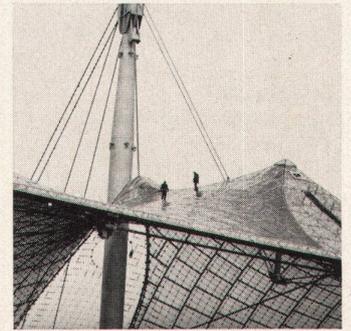


Die glorreiche Idee

Die Grundidee des preisgekrönten Olympiaeutwurfs war eine moduliert bewegte Landschaft mit eingesenkten Erdstadien, die mit einer großzügig zusammenhängenden Zeltüberdachung abgedeckt werden sollte. Die Zweifel an der Baubarkeit eines solchen Projektes schlugen ziemlich rasch in einen konstanten Willen um, alle aufkommenden Probleme der technischen Weiterentwicklung des Expo-Zeltdaches von Montreal zu lösen, auch das finanzielle. Die inzwischen 13fach überzogene ursprüngliche Kostenschätzung der Planer von 15 Millionen Mark für das Zeltdach zeigt das den Verantwortlichen zu unterstellende Selbstverständnis, daß «Weltwunder» der Baukunst vom Volk (so antworteten 21% der Bevölkerung auf die Frage: «Was kommt Ihnen in den Sinn, wenn von Olympischen Spielen in München gesprochen wird?», mit: «Zu großer finanzieller Aufwand») schon immer als sinnlos teuer eingeschätzt und erst im Nachhinein in ihrer ganzen Tragweite dankbar erfaßt wurden (oft zitiertes Beispiel: der Eiffelturm in Paris).

Nun ist alles fertig

Von den insgesamt 60 Baumaßnahmen (diejenigen in Kiel für die Segelwettbewerbe nicht miteingerechnet), an denen 550 Architekten und Ingenieure, 400 Baufirmen und über 6000 Arbeiter fast fünf Jahre lang arbeiteten, ist das Kernstück der Olympiade das 8 m hohe und etwa 200 m weite Plateau, das von den drei Hauptkampfstätten und dem Theaterhalbrund eingefalßt wird. Von diesem als Kontakt-, Kommunikations- und Informationsbereich geplanten Raum gelangt man ebenerdig zu den Tribünenreihen des tieferliegenden Stadions und hat sofort den Überblick über die 47 000 Sitz- und 33 000 Stehplätze.



Das Dach

Das Zeltdach, das sich über das Stadion, die Sport- und die Schwimmhalle spannt, ist 74 800 m² groß und wirkt aus der Ferne kristallin erstarrt und ziemlich gezwängt. Besonders bei bedecktem Wetter erscheinen die einzelnen, 3 × 3 m großen Acrylglasplatten grau und dunkel, weil sie die Farbe des Himmels reflektieren. Dabei sieht alles noch ein wenig dunkler aus, da die Platten schwach getönt und mit hellglänzenden Metallrahmen eingefalßt sind. Die dadurch auftretende horizontale Betonung des Daches und der Landschaft wird von 51 leicht schräg geneigten Pylonen aufgefangen. Der größte ist 80 m hoch, 3,5 m dick und hat eine Wandstärke von 7 cm. Trotz dieser gewaltigen Ausmaße steht die Stärke der Pylone durchaus in angenehmem Gleichgewicht zu dem Dach, dem Fernsehturm und der übrigen olympischen Silhouette. Sobald man das Dach aus unmittelbarer Nähe und von unten sieht, schlägt der Eindruck des Erstarren plötzlich in eine geschwungene Leichtigkeit um. Ohne nach oben zu sehen, weiß man nicht, ob man sich unter freiem Himmel oder unter dem Dach befindet, denn die eigentliche Dachhaut wirft keinen Schatten. Das Geborgenheitsgefühl, das sich seit Bestehen einer seßhaften Kultur immer an dunklen, schweren und von senkrechten Stützen getragenen Dächern orientierte, wird es schwer haben, die technisch verselbständigte Schutzfunktion des Zeltdaches zu verkraften.

Premiere bei Windstärke 10

Am schwersten jedoch, wenn, wie bei der Premiere am 26. Mai (es wurde ein Fußballspiel ausgetragen), der Sturm mit Stärke 10 unter dem Dach noch so heftig ist, daß er Staub, Papier und Zigarettenasche hochwirbelt. Mit diesem Sturm bekamen auch

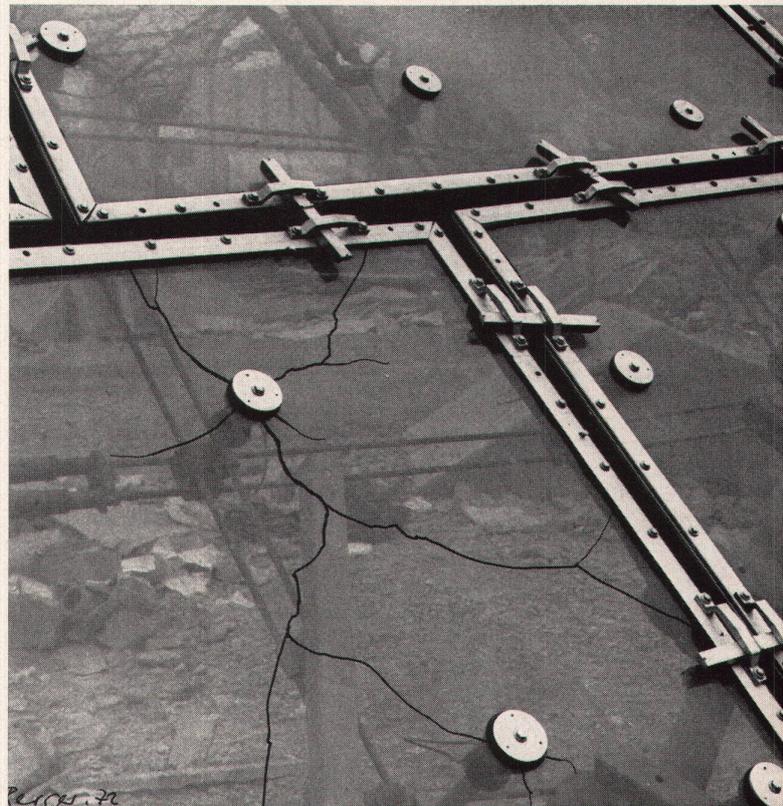


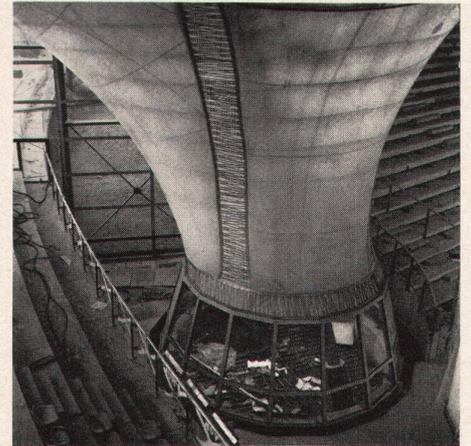
noch sehr viele Premierengäste einige handfeste Regenböen ab. Noch feuchter könnte es aber werden, wenn der Regen von Osten kommt. Dann werden alle Plätze der unteren Ränge naß. Hier bleibt kein Auge trocken, wenn man über die Schutzfunktion eines ästhetisch hochgelobten Stadionsdaches meditiert. Diese Probleme können bei der Sport- und Schwimmhalle nicht auftreten. Sie sind ganz überdeckt und brauchen wegen der höheren Innentemperatur eine unter das Dach gehängte, dampfsperrende Wärmedämmung und eine seitlich schließende Glasfassade. So wirksam diese Fassaden mit ihrem maßstäblichen Rechtecksraster den Hallenraum begrenzen und die Landschaft von draußen hereinholen (zum Beispiel gleicher Pflasterbelag, Blick von der Schwimmhalle auf den zwischen dem Schuttberg und den Wettkampfstätten angelegten 90 000 m² großen See), so kompliziert wirkt von außen der Kontrast zwischen den vorgezogenen Dächern und den scheinbar willkürlich vor- und zurückspringenden senkrechten, stark spiegelnden Glasfassaden. Gerade der Verbindungspunkt zwischen dieser stehenden und der hängenden Zeltdachkonstruktion zeigt die Intensität des technischen Aufwandes (das Auswechseln einer Acrylglasplatte kostet rund 2000 DM).

Randerscheinungen

Prof. Behnisch wollte anfangs noch größere Flächen freier Landschaft abdecken. Aus finanziellen Gründen blieb nur noch ein kleiner Rest, der die Stadionüberdeckung mit dem Sporthallen-dach verbindet. Diese rein optische Verknüpfung hat den alleinigen Zweck, die Gesamtidee einer überdachten Landschaft, in der die Wettkampfstätten sind, nicht auseinanderreißen zu lassen. Schutz vor Wind und Regen bieten diese Dächer nicht. Ihr Zuschnitt ist entsprechend wild und ausgelassen.

Ueli Berger: Randerscheinungen beim Zeltdach





Häuser, keine Dächer! Ein herkömmliches Dach in Beton, Holz usw. kam schon deswegen nicht in Betracht, da dieses architektonische Element verbraucht ist für Bahnhöfe, Posthallen und alles mögliche. Die Aufgabe, einen Teil dieser Landschaft vor Regen zu schützen, haben wir versucht, mit dem architektonischen Minimum zu lösen.

werk:

Wie sehen Sie selbst das Verhältnis zwischen Aufwand und Nutzen Ihrer Zeltüberdachung?

Prof. Behnisch:

Ich habe kürzlich in einer Fernsehsendung gesehen, daß die Fremdenverkehrsindustrie die Reklame, die sie mit der Olympiade treiben kann, nach Milliarden schätzt. Insofern hätten wir mit einem tatsächlich sehr hohen Aufwand einen noch größeren Erfolg erzielt. Aber für uns ist das Dach ein architektonisches und dann nachfolgend auch ein technisches Problem gewesen. Hier räume ich gerne ein, daß der technische Aufwand höher war, als wir alle erwartet und gehofft hatten.

werk:

Die Kosten, insbesondere für das Dach, sind um das Vielfache gestiegen. Ist es noch seinen Preis wert?

Prof. Behnisch:

Ich kann das nicht vergleichen. Ich weiß nicht, welchen Nutzen und Aufwand ich nehmen soll. Technischer Aufwand ist in unserer Zeit zwar finanziell wichtig, aber in unserer Geisteswelt nicht besonders bedeutend.

werk:

Inwieweit fühlen Sie sich mit Ihrer Leistung für Nebenwirkungen der Olympiade in München verantwortlich?

Prof. Behnisch:

Ich meine, wenn Neues geschaffen wird, geht leider Gottes Altes kaputt. Die Deutschen haben durch den Krieg sehr wenig Altes in ihren Städten. Um so schmerzlicher ist es für uns, wenn wieder etwas kaputtgeht; aber wir können nicht im Museum leben. Entscheidend ist die menschliche Qualität, mit der Neues geschaffen und dem Alten hinzugefügt wird ... Selbstverständlich bin ich verantwortlich, aber nicht für alles ... Ich habe bei vielen Sachen in München ein gutes Gefühl und bei manchen ein mäßiges Gefühl ... zum Beispiel beim technischen und damit finanziellen Aufwand des Daches.

«... Mit Architektur können wir Menschen helfen und heilen, Menschen, die heute von der Perfektion der Technik bedrängt werden ...»

Ein Gespräch mit Architekt Prof. Günter Behnisch, Stuttgart
Von Paul R. Kramer

Prof. Günter Behnisch gilt als der Vater der olympischen Architektur für die XX. Sommerspiele in München. Zusammen mit seinen Partnern gewann er den 1967 für das Olympiagelände öffentlich ausgeschriebenen Architektenwettbewerb. Seine gestaltete Landschaft mit dem Zeltdach wurde vom Preisgericht zur Verwirklichung empfohlen. Das Team Behnisch & Partner übernahm Gesamtplanung und künstlerische Oberleitung. Jetzt, nach mehr als fünf Jahren konzentrierter Arbeit, ist alles fertig.

werk:

Inwieweit glauben Sie, die Entwicklung der Architektur durch die Realisierung Ihrer Olympiabauten insbesondere des Zeltdaches – des größten Daches der Welt – beeinflusst zu haben?

Prof. Behnisch:

Was die Technik betrifft, so interessiert es mich nicht allzusehr, ob und wie sie sich in München weiterentwickelt. Ich bin kein Techniker und kein Erfinder. Unsere heutigen Probleme sind nicht technische, sondern menschliche ... Die technischen, organisatorischen und administrativen Strukturen legen sich immer enger um den Menschen ... Ich glaube an die Möglichkeit in der Architektur, nur die erforderlichsten Zwänge auf den Menschen einwirken zu lassen. Das ist unsere Aufgabe ... Mit Architektur können wir Menschen helfen und heilen, Menschen, die heute von der Perfektion der Technik bedrängt werden. Ich weiß nicht, ob wir Zugpferde dieser Entwicklung waren oder einfach nur mitgelaufen sind und das Glück hatten, eine große Landschaft planen zu können. Ich weiß aber, daß wir in dieser Entwicklung tatsächlich einen kleinen Markstein gesetzt haben.

werk:

Wie entstand damals Ihr architektonisches Konzept?

Prof. Behnisch:

Wir hatten als Antwort auf die Forderung und Vorgabe der Auslober, die da hießen: Olympiade der kurzen Wege, Olympiade im Grünen, die olympische Landschaft gewählt und entworfen. Das heißt, Sport, Olympiade, Vergnügen finden in der Landschaft statt ... Keine Gebäude, keine

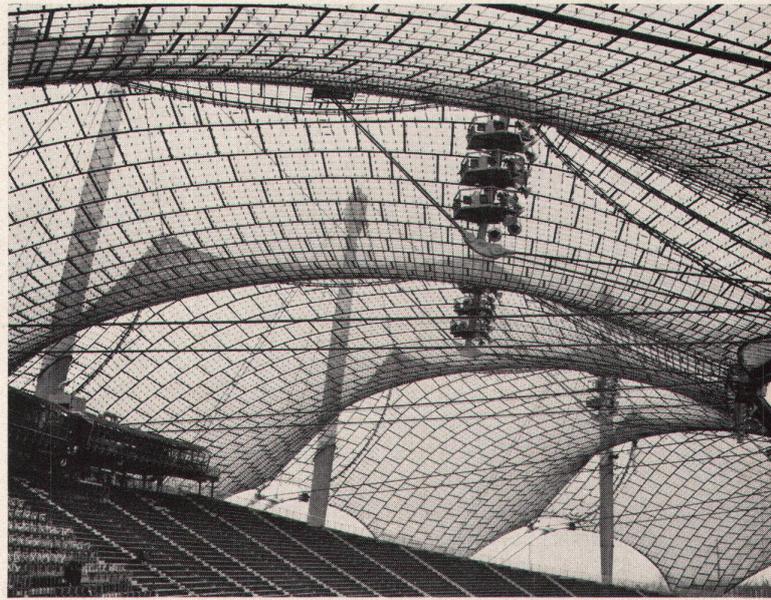
Gesamterlebnisraum

Die Offenheit der gesamten Zeltüberdachung macht die Bewegungsräume viel freier und ungezwungener. Das Resultat höchster Bautechnologie spannt sich über eine Landschaft, die vollkommen neu aus dem ebenen Nichts herausmodelliert wurde. Prof. Günther Grzimek leitete die Grünlandplanung (siehe auch *werk* 12/1971, S. 786–787). Die Landschaft bewegt sich sanft und ruhig, konzentriert sich zu Plateaus und Dämmen und überdeckt die riesigen, zum Teil 30 m langen, 12 m breiten und 15 m hohen Fundamente. Nur die nötigsten Verankerungen sind sichtbar. Die Bepflanzung des Geländes mit 3000 Bäumen und 180000 Büschen, Sträuchern und Stauden hat die voralpine Landschaft zum Vorbild.

Semantik des Daches und der Landschaft

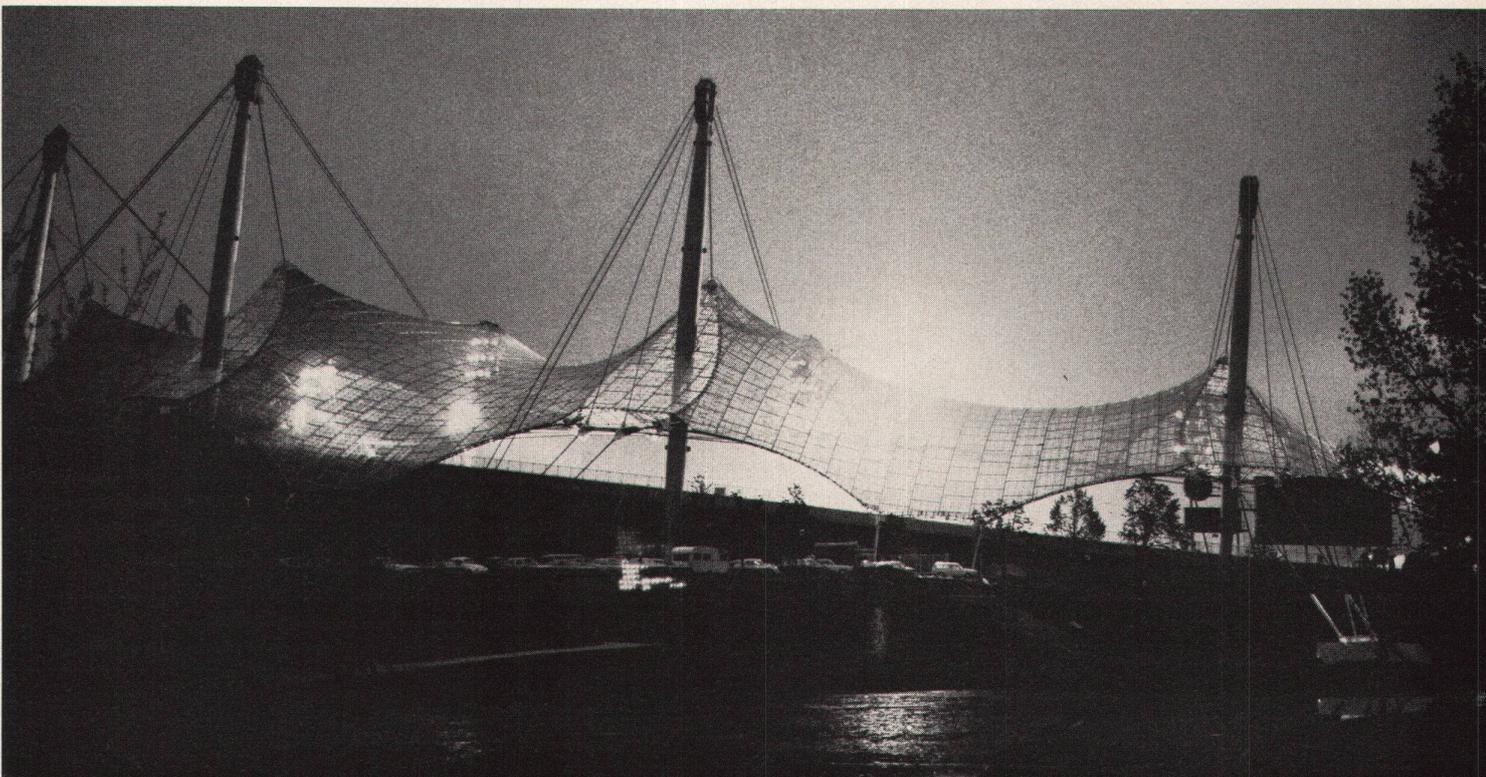
Schon das Zeltdach des deutschen Expo-Pavillons in Montreal 1967 hatte neben der Funktion der Überdachung diejenige eines wirksamen Repräsentationspotentials. Der hierbei erzielte Erfolg scheint auch die Wahl eines ähnlichen Daches für eine unter anderem ähnlich begriffene Aufgabe beeinflusst zu haben. Ob nun das Zeltdach und die Zeltform an sich noch die Kraft hätten, zum Beispiel ein anderes Land zu einem ähnlichen Anlaß zu repräsentieren, ist fraglich, weil die bis jetzt mit Zeltdächern betriebene Repräsentation auf die Neuheit und Kühnheit der technischen Konstruktion setzte. Dieser Bereich ist mittlerweile ausgeschöpft.

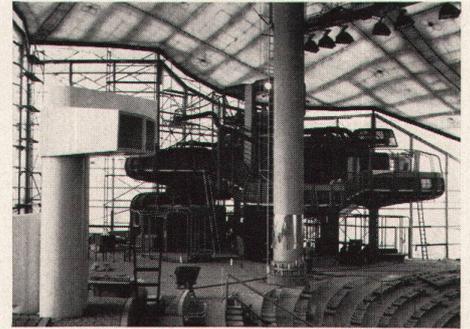
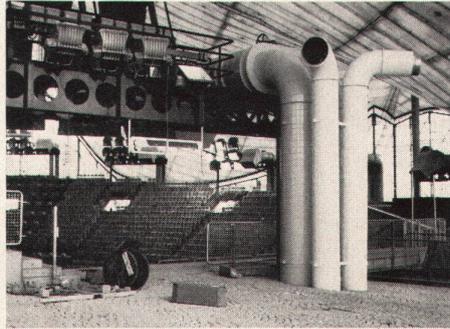
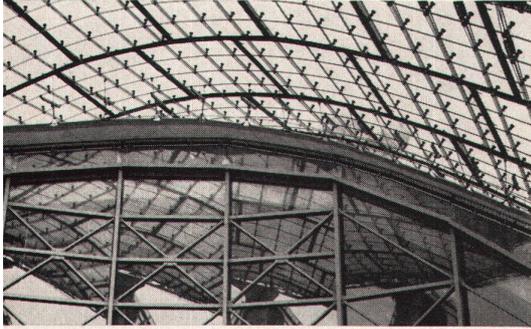
Es galt außerdem, ein weltweites Sportereignis darzustellen. Die Bauaufgabe war zwar gestellt, aber nicht endgültig festgelegt, weil der Mythos des Hochleistungssports immer fragwürdiger wird. Prof. Behnisch sagte selbst: «Mir fehlt dazu das richtige Verhältnis.» So wurden zwar die Forderungen der Sport-



verbände nach funktionsgerechten Massenbehältern erfüllt, eine feste Semantik wurde und konnte noch nicht geschaffen werden. Man baute eine Leerform mit einem wegen ihrer Neuheit noch ungeheuren Potential an Bedeutung. Diese kann mit einer gelungenen nacholympischen Nutzung des gesamten Parkgeländes zum Tragen kommen.

Doch schon vor Eröffnung der gesamten Anlage impliziert die reine Form an sich gewisse Richtlinien und Tendenzen: optische Öffnung der Stadien, gegenseitige Verbindung der Sportstätten über das Dach, gemeinsame Lage in einem «Freizeitgelände», Parallelen zu anderen Freizeitaktivitäten, Entkrampfung des Voyeursportlers ... Deshalb wartet die olympische Land-





schaft auf die Bevölkerung, die sie mit Leben und Bedeutung füllen kann. Doch leider sperrt die Olympia-Sportpark-Verwaltungs GmbH das große Stadion, aus Angst vor nächtlichen Herumtreibern, mit einem hohen Maschendraht ab. Zwar werden zu gewissen Zeiten Besucherführungen veranstaltet, doch die ursprüngliche architektonische Idee, ungehindert und frei das Stadion betreten zu können, endet draußen vor der Tür.

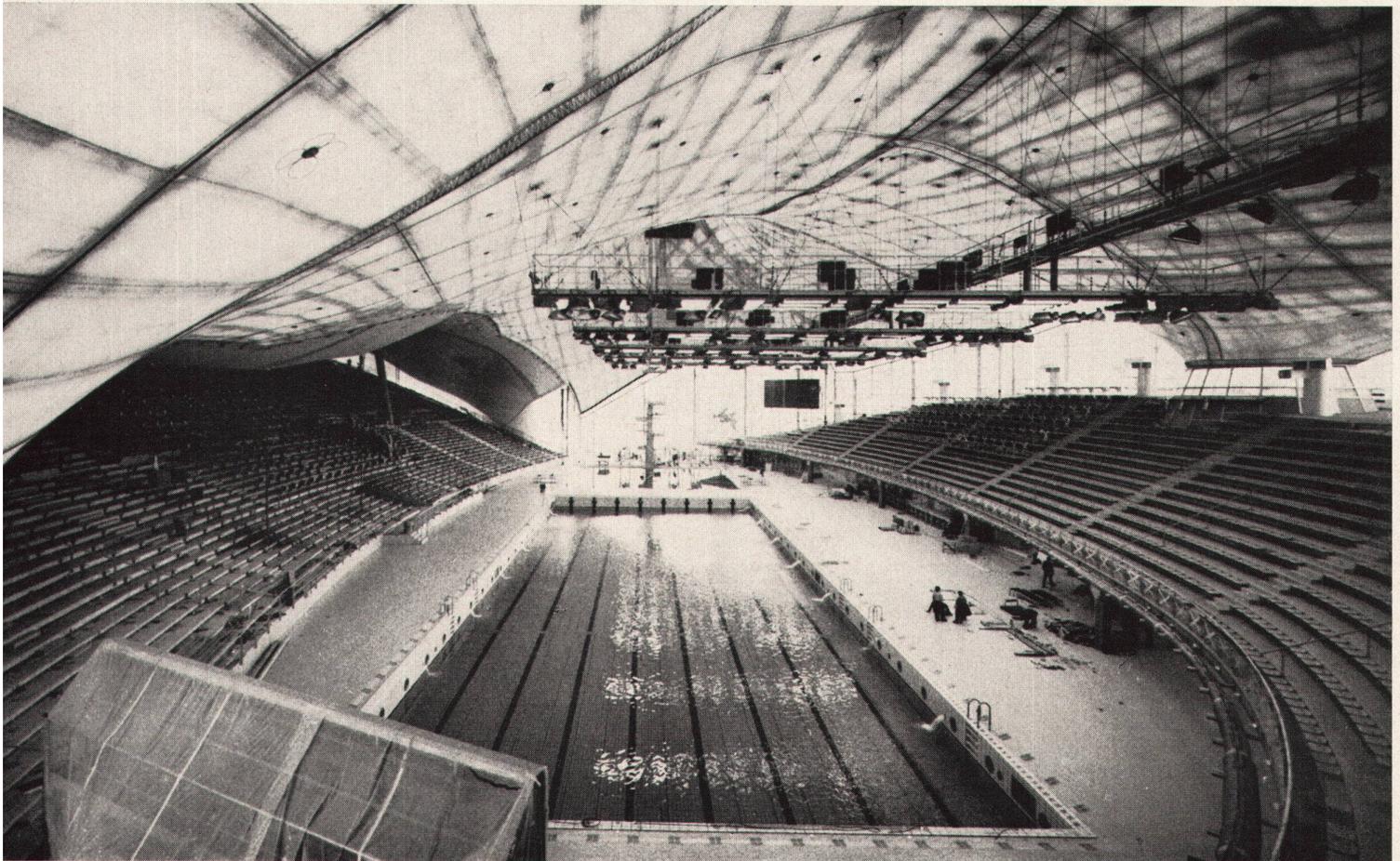
Der Gegensatz des Radstadions

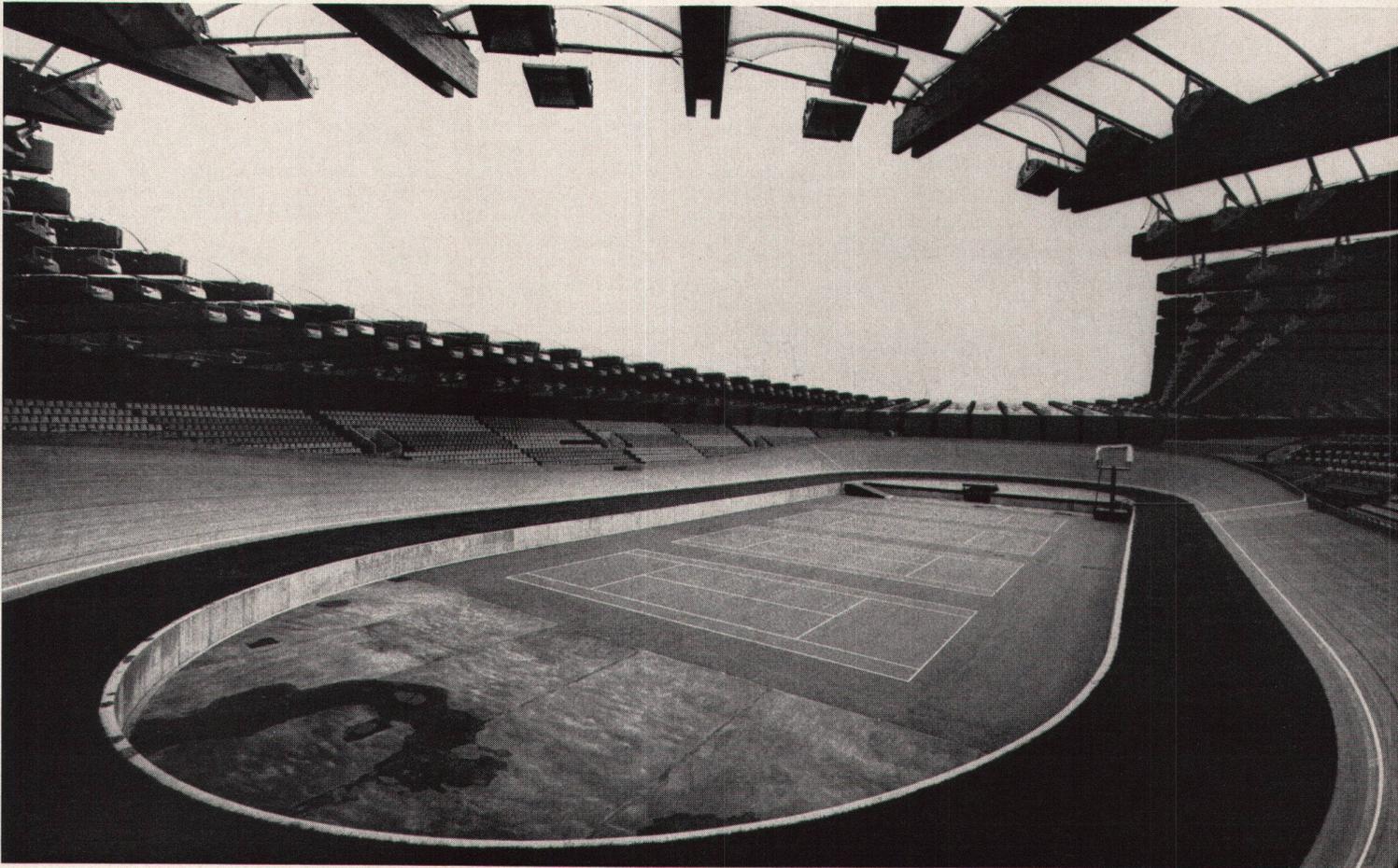
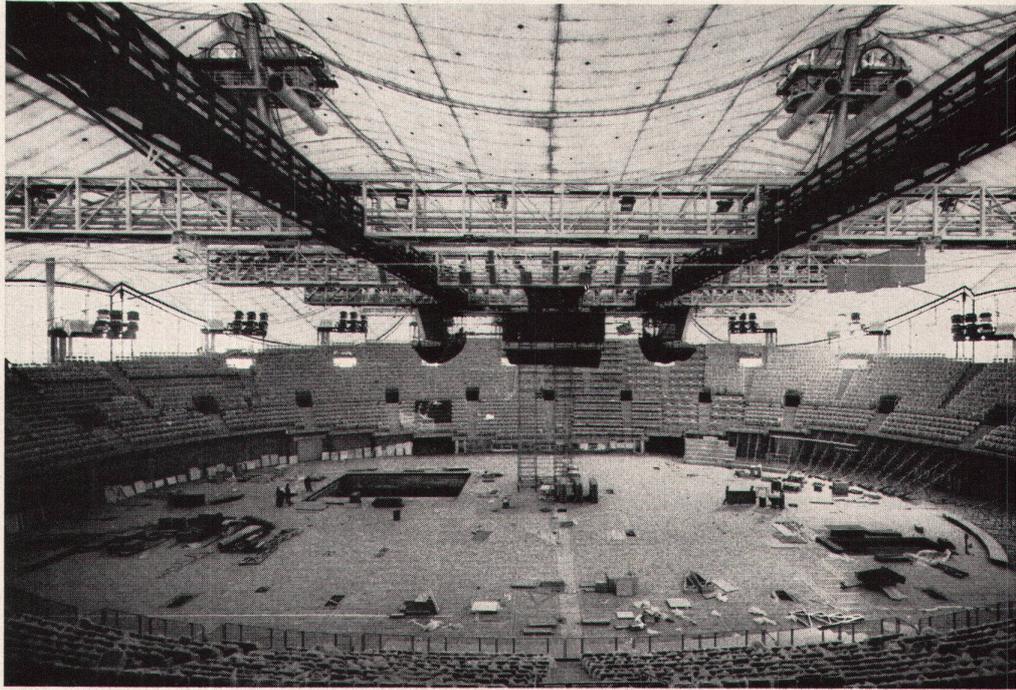
Die Braunschweiger Architekten Beier, Dahms, Grube, Harden, Kaiser, Laskowski, die im öffentlichen Wettbewerb um die Olympiabauten den vierten Preis errangen, entwarfen mit Heinz Schürmann das Radstadion. Es liegt etwa 500 m südwestlich der drei Hauptkampfstätten und bietet Platz für 5000 Besucher. Die weite Entfernung drückt sich auch im bautechnischen und

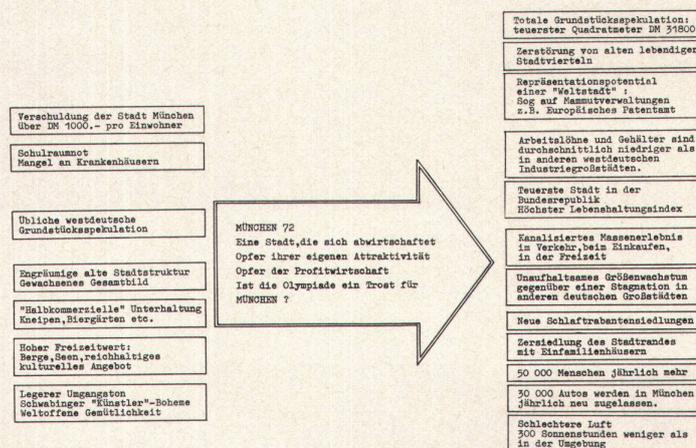
gestalterischen Unterschied aus. Die Mischkonstruktion aus Stahlbetonstützen und Holzleimbau erzeugt einen geschlossenen, gefesselten Baukörper. Der diametrale Kontrast zu den zelt-dachüberspannten Stadien im Kernbereich demonstriert auf eindrucksvolle Weise die Bandbreite des Einsatzes moderner Konstruktionsmethoden und Materialien. Neben der Kleinräumigkeit erzeugen hier auch kräftigere Farben, wie Rot und Orange, zum dunkelbraunen Holz eine wärmere, heimeligere Atmosphäre als die indifferente Farbskala der zentralen Sportstätten mit dem neutral technischen Zelt-dach.

Das optimierte Dorf

Nördlich des Mittleren Rings liegen das olympische Dorf, die zentrale Hochschulsportanlage, die für die Zeit der Spiele 64 Hörfunk- und 12 Fernsehstudios beherbergt, sowie 6 Hockey-







«... All das, was uns ständig mit Recht als große Leistungen der Vergangenheit vorgehalten wird, war in den damaligen Dimensionen noch teurer und sinnloser als dieses Dach ...»

Ein Gespräch mit Oberbürgermeister Dr. Hans-Jochen Vogel, München
Von Paul R. Kramer

Dr. Hans-Jochen Vogel (SPD) war zwölf Jahre Oberbürgermeister der Stadt München. Während seiner Amtszeit bewarb sich 1966 München für die Olympischen Spiele. Seine Kalkulation: Sanierung der Münchner Infrastruktur beziehungsweise des Massentransportsystems mit den Geldern, die für die Olympiade nach München fließen. In den letzten sieben Jahren wurden in der Region München 2,4 Milliarden DM für den Schienenschnellverkehr ausgegeben.

Ende Juni lief Dr. Vogels Amtszeit als Oberbürgermeister ab. Er ist jetzt in der Landespolitik tätig.

werk:

Herr Dr. Vogel, was ist Ihrer Meinung nach bis jetzt bei der Olympiade schiefgelaufen?

Dr. Vogel:

Bei den Kostensteigerungen hat es neben drei

plätzen. Für die etwa 4500 Wohnungen des olympischen Dorfes sollte ein eigener Architektenwettbewerb stattfinden. Aus Zeitmangel und trotz des Einspruchs prominenter Fachleute entschied sich die Olympia-Baugesellschaft, sofort das Büro Heinle-Wischer mit der Gesamtplanung des Dorfes zu betrauen. Den ausgefallenen Wettbewerb versuchte man bürointern mit einem dreifachen Optimierungsverfahren auszugleichen, um sich schrittweise der besten Lösung zu nähern. Es entstanden dabei drei abgewinkelte Arme mit 11 bis 14geschossigen Terrassenhäusern, die sich von den 19geschossigen Appartementscheiben gegen Westen strecken. Diese Großformen, die durchwegs einen gegenseitigen Abstand von 200 m einhalten, scheinen den Maßstab des Menschen schon überwuchert zu haben. Um diese Dominanz der Makrostruktur zu mildern, wurden noch kleinere, 3- bis 5geschossige Wohnbänder parallel dazu eingefügt. Von diesen Wohnungen sieht die Rückfront der 11- bis 14geschossigen Terrassenhausriegel noch gewaltiger und durch die dunklen, plastischen Treppenhäuser noch einförmiger aus.

Dafür wurde eine radikale Trennung von Geh- und Fahrverkehr erreicht. Die 9 m breiten Stichstraßen sind ganz unterirdisch geführt, werden mit Verkehrsampeln gesteuert und erhalten von den seitlich darüberliegenden Fußgängerbereichen genügend Tageslicht. Diese liegen an der Sonnenseite der hohen Terrassenhäuser und erschließen sie gleichzeitig. Die Möglichkeit einer beliebigen Spiel- und Flanierzone wäre geschaffen. Eine Gruppe von Pädagogen, Kunstlehrern und Architekten arbeitet an einem dauerhaften Spielkonzept. Die Fußgängerbereiche haben aber leider keine eigenen Läden, keine Kneipe, kein Café. Dies alles befindet sich im Zentrum des olympischen Dorfes, das außerdem noch Kindertagesstätten, eine Schule, ein Hotel, ein Ärztezentrum, ein Studentenzentrum mit Mensa, zwei Kirchen, Restaurants und noch weitere Gemeinschaftseinrich-

anderen Gründen einen relativ schmalen Bereich gegeben, der etwa 10 bis 18% der Gesamtkosten ausmacht, wo man sagen kann, hier sind Fehlschätzungen unterlaufen ... Aber ich würde mit meinem Urteil etwas zurückhalten, weil erstens alle, die hier tätig waren, unter einem enormen Zeitdruck arbeiten mußten, und zweitens wurde in Zusammenhang mit dem Dach ausgesprochenes Neuland betreten. Infolgedessen scheint mir die Fehleinschätzungsquote, die insgesamt 160 bis 180 Millionen DM ausmacht, noch akzeptabel zu sein ... Ich sehe keine gravierende Fehlentscheidung.

werk:

Glauben Sie, daß man ohne die Priorität des Zeltdaches weitere Einsparungen hätte erreichen können, und halten Sie diese Priorität auch finanziell dem olympischen Auftrage angemessen?

Dr. Vogel:

Absolut. Wenn man sich nicht dafür entschieden hätte, wäre vielleicht manches billiger geworden. Aber ich bin mehr denn je davon überzeugt, daß die Entscheidung für das Dach richtig war. Eine Gesellschaft, die bereits so dem nackten Ökonomismus verfallen ist, daß sie nicht mehr die Kraft aufbringt, etwas Zweckfreies nur einfach deswegen zu bauen, weil es ein architektonischer Ausdruck des Gestaltungswillens unserer Zeit ist, die sich wie hysterisch jeweils ausrechnet, was sie damit anderes hätte machen können – eine solche Gesellschaft wird sich wahrscheinlich nicht in einer angenehmen und positiven Richtung entwickeln – das ist eine Buchhaltergesellschaft.

Was da immer erzählt wird, wieviel Schulen man dafür hätte bauen können, ist alles dummes Zeug. Es wäre ganz bestimmt kein 10-DM-Stück für die Münchner Schulen in einer Auflage von 100 Millionen geprägt worden. Das zahlen ja nicht alle die Steuerzahler. Sie zahlen die 600 Millionen, von denen immer die Rede war.

All das, was uns ständig mit Recht als große Leistungen der Vergangenheit vorgehalten wird, war in den damaligen Dimensionen noch teurer und sinnloser als dieses Dach. Ich bin mehr denn je für dieses Dach, und ich meine, daß sich dieses Urteil auch in wenigen Jahren als sehr stabil herausstellt.

werk:

Wirkt sich der Olympiamythos – jeder sechste Bundesbürger möchte mittlerweile in München wohnen – belastend auf die Stadtentwicklung aus?

Dr. Vogel:

Überhaupt nicht! Die Olympiaproblematik wird maßlos überschätzt. Wenn wir nach der Zahl der Besucher gehen, so sind das etwa halb so viele wie bei einem normalen Münchner Oktoberfest. Zum Oktoberfest kommen zwischen 5 und 6 Millionen Besucher, zur Olympiade bei optimistischer Schätzung vielleicht 2,5 oder 3 Millionen.

werk:

Haben Sie Angst, daß München durch andauernden Zuzug von Menschen – 50 000 im Jahr, dazu 30 000 Autos – verschiedenen Behörden und einer großen Industrie seine Originalität verliert?



Ueli Berger: Olympia 72 (Photomontage)

Dr. Vogel:

Das ist eine durchaus reale Gefahr, die wir immer deutlicher sehen. All das sind im Grunde Konsequenzen des ökonomischen Prinzips und des ökonomischen Systems, das über seine vernünftigen Schranken hinausgewuchert ist. Wenn sich die Bodennutzung insbesondere nur danach richtet, welche Nutzung den höchsten Ertrag aus dem Boden holt und deswegen den höchsten Preis zahlen kann, sind in einem solchen System unter den Bedingungen Münchens diese Auswüchse in der Tat eine immer ernstere Gefahr.

werk:

Glauben Sie an eine Chance für die Originalität eines 2-Millionen-Münchens?

Dr. Vogel:

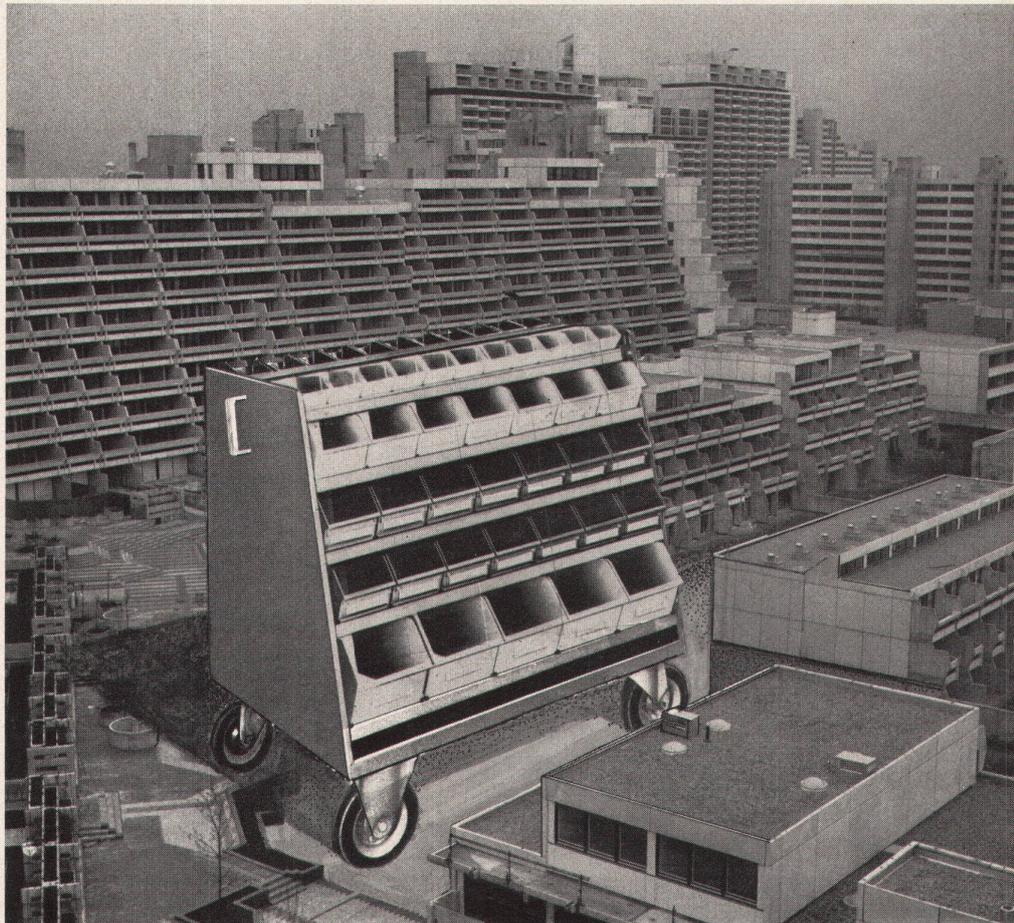
Bisher ist es uns gelungen, die Originalität und Kontinuität trotz aller Veränderungen zu wahren. Diese Stadt hat eine erstaunliche Assimilationskraft und Vitalität. Ich meine, daß es in der Größenordnung von 2 oder 2,5 Millionen in der Region noch gehen mag, aber es gibt irgendwo eine Grenze, wo es immer schwieriger wird. Es gibt wohl eine absolute Zahl, jenseits deren sich das Wesen einer Stadt verliert, und eine amorphe Masse übrigbleibt. Diese Zahl ist für München noch nicht in Sichtweite. Auch wenn sie noch nicht erreicht ist, kann bei einem sehr forcierten Wachstum einmal der Faden reißen, aber verglichen mit vielen anderen Großstädten sind wir in diesem Geleitzug von der Gefahrenstelle noch ein ziemliches Stück entfernt.

werk:

Würden Sie sich jetzt 1972 noch genauso wie 1966 für die Olympiade in München bewerben?

Dr. Vogel:

Selbstverständlich!



Ueli Berger: Vorschlag einer mobilen Architektur (Photomontage)

tungen aufnimmt. Das olympische Dorf der Frauen besteht aus einem 19geschossigen Scheibenhochhaus und einer zweigeschossigen Flachbebauung mit jeweils 800 Appartements.

Wohnzelle mit Naßzelle

Schon ein Jahr vor den Olympischen Spielen wohnten hier in den separaten zweigeschossigen Appartementhäusern Studenten. Die Wohnungen sind in jeweils zwei gegenüberliegenden Zeilen angeordnet und werden durch schmale Fußwege erschlossen. Der niedrige Baustil mit den kleinen Fenstern sowie die geringe Hausbreite von nur 4 m erzeugen den Eindruck eines arabischen Stadtviertels. Die einzelne Wohnung wird von unten betreten. Das Erdgeschoß besteht aus einem Wohnschlafraum, einer Kochecke, einer kleinen Rumpelkammer sowie einer Naßzelle (Toilette, Dusche, WC, Waschbecken, in einer aus Plexiglas und glasfaserverstärktem Polyester total vorgefertigten Einheit). Im ersten Stock ist ein Arbeitstisch. Vor der Fensterwand ist eine kleine Sonnenterrasse, die sich zum Fußweg hin orientiert. Der zweigeschossige Innenraum des Appartements gestattet ein komprimiertes, aber durch den freien Luftraum großzügig erscheinendes Wohnen. Die Studenten, die bisher hier lebten, waren alle sehr zufrieden.

Die fröhliche Kunst

Um die Kunst auf dem Oberwiesenfeld nicht nur mit Skulpturen, Wandmalereien und anderen mehr oder weniger statischen und festen Ergebnissen bildnerischer Produktion zu repräsentieren, wurde 1968 das Projekt «Spielstraße» mit dem Motto «Begegnung, Frohsinn, Nachdenken» ins Leben gerufen. Das Geschehen spielt sich auf vier Szenefeldern ab:

– Das Theatron im Zentralbereich der drei Hauptkampfstätten mit der Bühne auf dem Olympiasee. Hier finden kleine Aktionsaufführungen und Multi-Media-Shows statt.

– Die Budenhalbinsel am südlichen Seeufer, wo täglich zwanzig bildende Künstler ein gemeinsames Tagesthema bearbeiten.

– Die Showterrassen mit Pop-, Jazz- und anderen Musikgruppen entlang einer 100 m langen Medienstraße. Es stehen dem Publikum Scheinwerfer, Mikrophone, Lautsprecher, Bodenmaterialien, Gongs und Duftkörper zur Verfügung.

– Das Multivisionszentrum mit abendfüllenden Film- und Fernsehprogrammen, die in täglicher Redaktion live zusammengestellt werden.

Die Spielstraße will ein großes Fest offener geistiger Auseinandersetzung sein. Die Darbietungen, die vom späten Vormittag bis 22 Uhr laufen, werden möglichst nicht sprachorientiert sein, um das internationale Auditorium anzusprechen. Mit einem Etat von 2,6 Millionen Mark wurden die erforderlichen baulichen und technischen Anlagen verwirklicht und zusätzlich 300 Künstler und Hilfskräfte engagiert, die mit Mitteln des Theaters, der bildenden Kunst und audiovisuellen Techniken «Begegnung, Frohsinn und Nachdenken» anregen.

Gerade in dieser Spielstraße liegt eine Möglichkeit für die Reflexion unseres Freizeitverständnisses. Der Ansatz bei der größten und bedeutsamsten Sportveranstaltung der Welt könnte uns zeigen, wie die Olympischen Spiele wieder als Spiel zu begreifen wären. Ein Spiel, im Rang einer Weltanschauung, kann zwar gewisse Ventil- und Kompensationswirkungen erfüllen, bleibt aber immer unausgeglichen. Das Zuschauen an einer Olympiade ist durchaus eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung, nur sollte man wie bei jedem anderen Spiel den Rahmen, die Bedeutung und den Bezug zu anderen Spielen kennen. Erst dann erfährt man, was Heiterkeit, Freude und Frohsinn bedeuten.



Ueli Berger: Mehrzweckarchitektur (Photomontage)